

Unverkäufliche Leseprobe



Etienne François, Hagen Schulze
Deutsche Erinnerungsorte
Band III

784 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-59143-3

BILDUNG

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bildete sich in Deutschland eine neue gesellschaftliche Schicht heraus, bestehend aus recht heterogenen Elementen; zu ihr gehörten vor allem Staatsbeamte, daneben auch Hochschul- und Gymnasiallehrer, evangelische Pfarrer, Schriftsteller, Buchhändler und Verleger, Ärzte und Notare, überhaupt Angehörige gehobener freier Berufe, die allesamt eins verband: Sie übten ihre Berufe und Ämter nicht dank ihres Standes von Geburt, sondern aufgrund ihrer Befähigung aus, und der Ausweis dieser Befähigung bestand in aller Regel in ihrer akademischen Bildung. Der zunehmende Bedarf des absolutistischen Staats an geschulter Intelligenz zur Rekrutierung der höheren Beamtschaft hatte am Entstehen dieser Schicht entscheidenden Anteil; zu ihrer Heranbildung sorgte der Staat für Bildungsanstalten, die an Zahl und Qualität die der meisten übrigen europäischen Staaten übertrafen. Das galt vor allem für die deutschen Groß- und Mittelstaaten, für Preußen, Österreich, Bayern, Sachsen und Württemberg. Fast überall war diese Schicht privilegiert, sie genoß Steuerbefreiung, war vom Kriegsdienst eximiert und lediglich den landesherrlichen Gerichten untergeordnet. So entstand allenthalben eine außerständische, adlig-bürgerliche Bildungselite, mit einem vereinfachenden Begriff als «Bildungsbürgertum» bezeichnet.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts etablierte sich Bildung als unübersetzbares Wort für eine «im Kern deutsche Erfindung und Institution» (A. Assmann). Das Wort war aber zweideutig. Auf der einen Seite ging es im Geiste des Absolutismus um Ausbildung für praktische Zwecke, auf der anderen Seite im Geiste des Neohumanismus um die «allgemeine Bildung des Menschen», bei der es nicht darauf ankomme, «den Lehrling für diese Welt zu bilden, wozu er in späteren Jahren seines Lebens noch Zeit und Gelegenheit genug findet; als vielmehr für die höhere Welt des Geistes ihn zu bilden» (F. I. Niethammer). Die höhere, die eigentliche Bildung sei auf die Entfaltung der Anlagen jedes einzelnen gerichtet; und gerade die zweckfreie wissenschaftliche Bildung diene dem Staate, der anerkennen müsse, «daß die Grenze seiner Gewalt da sei, wo das Geistige angeht» (H. Steffens). Darin zeichne sich der Bürgerstaat aus, daß «der Geist des freien Forschens ungehindert walten» könne. Bildung als staatsfreier Raum galt als Voraussetzung des Staatsbürgers, der so seine Freiheit fand.

Das war ein schönes Ideal; in der Wirklichkeit jedoch griff der Staat im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer tiefer in die bürgerliche Geisteswelt ein, indem Bildung in die Unterrichtspläne von Schulen und Universitäten in

Form einer kodifizierten und verordneten Allgemeinbildung Eingang fand. Am Ende des 19. Jahrhunderts, so Fontane, «grassierte Bildung wie Katarrh bei Ostwind» und Nietzsche spottete über die «gemein gewordene Bildung» und vermutete darin eine Vorstufe der Barbarei. Aber ein humanistisch abgestütztes Bildungsideal hielt sich als Ausweis gehobener Bürgerlichkeit und wirkte dermaßen normativ, daß selbst die Sozialdemokratie in ihrem Bestreben, eine Gegenkultur gegen die Bourgeoisie zu etablieren, das bürgerliche Bildungsideal vollständig übernahm. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein diente die Idee von allgemeiner Bildung als Rettung vor drohender Selbstentfremdung in der industriellen Arbeitswelt und technischen Zivilisation.

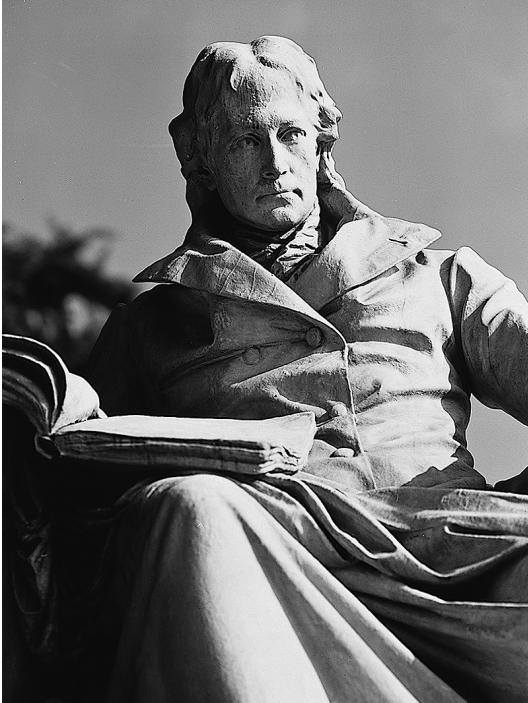
Heute geht es mehr denn je um die Selbstbehauptung der Bildung in einer profitorientierten, nach kurzfristigem Nutzen fragenden Gesellschaft und einem Staat, der die Befriedigung von Nützlichkeitsforderungen auf seine Fahnen geschrieben hat. Die Gesellschaft steht vor der Entscheidung, ob ihre Bildungseinrichtungen, vor allem die Universitäten, Staatsagenturen zur Ausbildung nützlicher Staatsdiener und anderer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Funktionsträger sein sollen – dann wäre die Universität des Absolutismus, die vor-humboldtsche Universität erneut belebt – oder ob die Universität mit Humboldt an ihrem Bildungsauftrag festhalten soll, nämlich die zweckfreie, ergebnisoffene und damit wahrhaftige Geistestätigkeit in den Vordergrund zu stellen und gebildete, nicht nur ausgebildete Bürger zu erziehen.

Die Brüder Humboldt

I.

Der Haupteingang der 1811 gegründeten preußischen «Friedrich-Wilhelms-Universität» in Berlin wird flankiert von den Denkmälern der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt. Als 1948 ein Großteil der Studenten, Assistenten, Dozenten und Professoren die Anfang 1946 wiedereröffnete Universität verließ und im Westen der geteilten Stadt die «Freie Universität» gründete, erhielt die im Ostteil verbliebene den Namen «Humboldt-Universität», der ihr auch nach dem Fall der Mauer erhalten geblieben ist. Eine keineswegs selbstverständliche, aber doch überzeugende Namensgebung. Als Direktor der Sektion für Kultus und Unterricht im Innenministerium des Reformkabinetts des Freiherrn vom Stein hat Wilhelm von Humboldt die Gründung und Organisation, die ideelle, wissenschaftliche und pädagogische Konzeption der Universität in Berlin maßgeblich bestimmt. Die Beziehungen seines Bruders Alexander zur Universität waren dagegen schwach; nicht sie, sondern die Akademie der Wissenschaften war zunächst in Paris, dann in Berlin die ihm gemäße Institution. An ihrer Erneuerung im Zusammenhang mit der Universitätsgründung, durch die beide Einrichtungen in enge sachliche und persönliche Verbindung traten, hat Alexander engagiert teilgenommen. Weder Wilhelm noch Alexander waren Professoren, wollten es nicht sein und haben abgelehnt, es zu werden. Sie waren unabhängige Gelehrte, Forscher und Organisatoren von Wissenschaft – freilich auf verschiedenen Feldern, in ganz unterschiedlicher Weise. Wilhelm war klassischer Philologe, Sprachforscher, Philosoph und Bildungstheoretiker, zeitweilig aber auch Diplomat und Politiker, Alexander Mineraloge, Geograph, Botaniker, Anthropologe, Naturforscher im umfassenden Sinn und der bekannteste Forschungsreisende seiner Zeit. Beide haben ein umfangreiches schriftliches Werk hinterlassen. Vor allem: beide waren auf ihre Weise außerordentliche Persönlichkeiten. Wilhelm 1776 in Potsdam, Alexander zwei Jahre später in Berlin geboren; jener 1835, dieser 1858 in Berlin gestorben, beide im Park des Humboldt-Schlusses in Tegel beigesetzt; Preußen, Europäer, Weltbürger, Angehörige jener beiden Generationen, die, von Aufklärung, Klassik, Idealismus und Romantik geprägt, Ancien Régime, Revolution, Reform und Restauration erlebend, eine außergewöhnliche kulturelle und wissenschaftliche Entfaltung in Deutschland repräsentieren.

Wilhelm und Alexander von Humboldt als ideales Brüderpaar zu bezeichnen, von ihnen als «Dioskuren» zu sprechen oder ihr Verhältnis zueinander mit dem der im deutschen Gedächtnis so viel populäreren Brüder Grimm zu



ument
H.Beck

*Wilhelm von Humboldt.
Denkmal vor der Humboldt-
Universität in Berlin*

vergleichen, würde den Zugang zum Verständnis dieses Verhältnisses verstellen und der Individualität der Brüder, ihrer Begabung, ihrer Leistung und Wirkung nicht gerecht werden. Ihre Erkenntnisinteressen und Arbeitsfelder, ihr Wirkungswille, ihre Lebensweise und ihre Einstellung zum Leben unterschieden sich tief. Was also läßt es nicht nur berechtigt, sondern sinnvoll erscheinen, ihnen dennoch gemeinsam einen Platz im historischen Gedächtnis der Deutschen zuzuweisen, der ihnen auch einzeln gebührt?

Ungezählte Straßen, Plätze, Institutionen, Stipendien, Preise, Konferenzen tragen den Namen Humboldt, wobei in Deutschland vor allem der Bildungspolitiker Wilhelm, im Ausland der Forschungsreisende und Naturwissenschaftler Alexander gemeint ist. Nach ihm, Alexander, sind der nach Norden fließende kalte Meeresstrom an der Westküste Südamerikas, ein Fluß und eine Berghöhe in Nordnevada, ein Gletscher in Nordwestgrönland und ein an die Gobi reichender Gebirgszug in China benannt. Umspannten Alexanders Forschungsinteressen drei Kontinente, so waren es die Welt der Antike, die Länder Italien, Frankreich und Spanien, auf die Wilhelm sein vornehmstes Interesse richtete. Und während Alexander nach seiner 1798 angetretenen ersten großen Forschungsreise von 1805 bis 1827 in Paris lebte, wurde für Wilhelm Schloß Tegel zum zentralen Ort seines Lebens. Er hatte es, nachdem es sich seit 1802 in seinem alleinigen Besitz befand, 1820 bis 1824 von Karl

Friedrich Schinkel umgestalten lassen. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst hat er sich hier, umgeben von Kunstsammlungen und einer umfangreichen Bibliothek, ganz seinen Studien gewidmet. Alexander dagegen lebte nach seiner Rückkehr aus Paris in der Nähe von Hof, Regierung, Bibliothek und Akademie in Berlin. Während Wilhelm, seit 1825 Vorsitzender des Vereins der «Kunstfreunde in dem preußischen Staate», 1829 die Leitung der Kommission für die Einrichtung des staatlichen Museums am Lustgarten übernahm und, ausgezeichnet mit dem Schwarzen Adlerorden, in den Preußischen Staatsrat, nicht jedoch in die Politik zurückkehrte, wurde Alexander, der seinen Bruder um vierundzwanzig Jahre überlebte und bis zuletzt an seinen großen naturkundlichen Werken arbeitete, ein Mann des gesellschaftlichen und politischen Lebens der preußischen Hauptstadt. Im Auftrag des Monarchen weilte er, der königliche Kammerherr, wiederholt in Paris, wurde 1840 Mitglied des Preußischen Staatsrates, 1842 erster Kanzler der Friedensklasse des Ordens «Pour le Mérite». Bereits 1800 korrespondierendes Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften, wurde er 1805 deren ordentliches Mitglied. Sein Bruder gehörte ihr seit 1808 als außerordentliches, seit 1810 als ordentliches Mitglied an. Anders als für Wilhelm ist die Akademie für Alexander eine seiner wichtigsten Wirkungsstätten geworden.

II.

Bei aller Verschiedenheit in Charakter, Temperament und Interessen war bei den Humboldts ein hohes Maß an Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Selbstbewußtsein gemein. Bei allen ihren selbstgewählten und aufgetragenen Aufgaben und Pflichten bewahrten sie sich die Freiheit der eigenen Entscheidung. Für den höheren Staatsdienst erzogen, ist es nicht der Dienst, sondern die Zugehörigkeit zur Bildungselite und zur *communauté scientifique* gewesen, die ihr Selbstverständnis geprägt hat und ihr Bild in der historischen Erinnerung bis heute bestimmt.

Die königliche Genehmigung, den Adelstitel zu führen, hatte 1738 der Großvater und preußische Infanterieoffizier erlangt; der Vater Alexander Georg, der nach einem Sturz vom Pferd als Major den Dienst quittierte, wurde von Friedrich dem Großen zum Kammerherrn des Kronprinzen ernannt, was ihn in die Nähe des Hofes brachte. Bestimmend für die Erziehung der Söhne Wilhelm und Alexander wurde die Mutter Marie Elisabeth Colomb aus einer wohlhabenden Hugenottenfamilie. Als ihr Mann 1779 starb, fiel ihr, einer strengen, nüchternen und tüchtigen Frau, neben der Verwaltung des ausgedehnten Besitzes, zu dem auch das Gut Tegel gehörte, die ganze Verantwortung für die Erziehung der Söhne zu. Daß sie als Erzieher zunächst Johann Heinrich Campe gewann, nachmals führender Vertreter der Aufklärungspädagogik, danach für ein Jahrzehnt Gottlob Christian Kunth, später preußischer Staatsrat und Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein, daß für die Vorbereitung

zum Studium so bedeutende Fachleute und Angehörige der Berliner Aufklärung wie Christian Wilhelm Dohm, Ernst Klein und Johann Jakob Engel Sorge trugen, hat den Brüdern eine umfassende und moderne Bildungsgrundlage verschafft. Hinzu kamen in Berlin ungewöhnliche gesellschaftliche Kontakte, so der Zugang zum Hause des jüdischen Arztes Markus Hertz, wo einerseits Angehörige einer älteren Generation über die Werke Immanuel Kants und Moses Mendelssohns diskutierten, andererseits im Salon seiner Frau Henriette sich ein Kreis von begabten, literarisch und philosophisch engagierten kritischen und empfindsamen Männern und Frauen versammelte und eine Geselligkeit kultivierte, wie sie für ein bis zwei Jahrzehnte nur in jüdischen Häusern in Berlin möglich war und in der deutschen Geistesgeschichte nachhaltige Spuren hinterlassen hat.

Im Herbst 1787 hatten die Brüder, unter der Aufsicht Kunths, an der Universität Frankfurt/Oder ein Studium aufgenommen, das auf den zivilen Staatsdienst vorbereiten sollte. Schon im Frühjahr des folgenden Jahres ging Wilhelm nach Göttingen, wohin ihm Alexander Ostern 1789 folgte – an die damals meistbesuchte und modernste deutsche Universität. Hier haben sich die Wege der Brüder getrennt. Während weiterhin der Eintritt in den Staatsdienst Zukunftsperspektive blieb, entfalteten sich jetzt die ihre späteren Lebens- und Berufswege bestimmenden Interessen und Neigungen, denen zu folgen ihnen gesellschaftliche Stellung und materielle Unabhängigkeit ermöglichten. Nicht Jurisprudenz und Kameralistik zogen Wilhelm an, sondern Philosophie und alte Sprachen, vor allem Griechisch bei Christian Gottlob Heyne: Grundlage für die lebenslange Beschäftigung mit den Alten und für bedeutende sprachwissenschaftliche Studien. Für Alexander ausschlaggebend wurden der Physiker Lichtenberg, der Geograph Franz und der Anatom und Anthropologe Blumenbach, der wohl als erster in Deutschland auf die Wichtigkeit von Forschungsreisen hinwies. Für beide Brüder bedeutsam wurde die Bekanntschaft mit Georg Forster, der mit seinem Vater an der zweiten Weltreise James Cooks teilgenommen und mit seinem Buch *A voyage round the world* (1778) internationales Aufsehen erregt hatte. Wilhelm besuchte ihn, den Schwiegersohn Heynes, in Mainz, Alexander durfte ihn auf einer Rheinreise begleiten, deren Ergebnis sein erstes selbständiges Buch, die *Mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein* (1790) war. Bedeutsamer waren die Eindrücke und Erfahrungen, die er 1790 auf Forsters Reise zum Niederrhein, nach Holland, Belgien, England und Frankreich gewann. Einen besseren Lehrer des Erkennens von naturalen und kulturellen, ökonomischen, sozialen und politischen Zusammenhängen hätte er nicht haben können, zumal in der Zeit politischer Unruhen in Brabant, Flandern und Holland, die noch nicht in den Sog der Revolution hineingezogen waren, welche in Frankreich bereits ihren ersten Sieg errungen hatte. Diese Reise bedeutete für Alexander die erste wissenschaftliche und gesellschaftliche Begegnung mit der «Welt», mit fortgeschrittenen freiheitlichen Ideen und Institutionen. Er wurde kein Be-

wunderer der Revolution, kein Demokrat wie Forster; ein unideologisch Liberaler aber ist er lebenslang geblieben. Auch Wilhelm, der schon 1789 in Begleitung seines alten Lehrers Campe, drei Wochen nach dem Sturm auf die Bastille, Paris besuchte, war, anders als Campe, von den dortigen Ereignissen noch wenig beeindruckt. Als er später sich öfter und länger in Paris aufhielt, waren es nicht die politischen Vorgänge während der Revolution und der Zeit Napoleons, sondern der Nationalgeist, die Mentalität der Franzosen, die die Revolution mit ihren Folgen gemacht hatten, welche ihn begeisterten.

Nach Abschluß des Studiums in Göttingen wurde Wilhelm von Humboldt 1790 Referendar am Kammergericht in Berlin. Zweifellos wäre ihm eine erfolgreiche Karriere sicher gewesen, im folgenden Jahr schied er jedoch aus dem Staatsdienst aus, heiratete Caroline von Dacheröden und lebte bis Anfang 1794 auf den Gütern seines Schwiegervaters in Thüringen. Es war nicht Rückzug oder gar Flucht ins Privatleben, sondern die Entscheidung für die Kultivierung des eigenen Ichs im Umgang mit der Antike und den alten Sprachen, im Gespräch und in der Korrespondenz mit bedeutenden Geistern seiner Zeit, in der Ehe, auf Reisen – die Entscheidung eines Fünfundzwanzigjährigen, dem leichter Sinn, Enthusiasmus und Schwärmerei fremd waren – und der eigentlich nie jung war.

Die Jahre von 1792 bis 1797, vom Ausscheiden aus dem Staatsdienst bis zur Übersiedlung nach Paris, waren für Wilhelm von Humboldt Jahre des Reisens in Deutschland, des Anknüpfens von Bekanntschaften, des Lebens mit seiner Frau in Jena, der für ihn unendlich wichtigen Freundschaft mit Schiller, der Verbindung mit Goethe, die zum lebenslangen Briefwechsel führte. Es war eine Zeit der Idealisierung des antiken Griechentums, griechischer Humanität und Bildung, der Übersetzungen aus dem Griechischen, erster Aufsätze, Abhandlungen, Kritiken u. a. in den *Horen*. Vieles blieb Plan, Versuch, Fragment; Interessen, die ihn lange begleitet haben, kündigten sich an. Große Literatur ist es noch nicht, wohl aber entfaltet sich schon früh die Fähigkeit zur Kritik und die Meisterschaft des Briefschreibens, am eindrucksvollsten im Briefwechsel mit Schiller. Vieles befand sich ungeklärt im Widerspruch miteinander; wohin sein Weg der individuellen Bildung führen würde, war unklarer als zuvor; das Ideal klassischer Humanität im eigenen Leben weit entfernt.

Anders sein Bruder Alexander. Nach einem dreivierteljährigem Studium an der angesehenen, von Johann Georg Büsch geleiteten handelswissenschaftlichen Akademie in Hamburg besuchte er die Bergakademie Freiberg in Sachsen, wo er sich im Rahmen einer verwaltungswissenschaftlichen Ausbildung insbesondere mit der Bergwerksverwaltung beschäftigte und seine früheren mineralogischen Untersuchungen fortsetzen konnte. Und zwar an einem Ort, der in der nicht allein Fachleute beschäftigenden Kontroverse zwischen Vulkanisten und Neptunisten durch Abraham Gottlob Werner, den bedeutendsten Mineralogen seiner Zeit und «Neptunisten», weit ausstrahlende Bedeutung besaß. Bereits im März 1792 konnte Alexander als «Assessor cum voto»

in das Bergbau-Departement der preußischen Regierung eintreten, wurde ein Jahr danach Oberbergmeister in den preußischen Fürstentümern in Franken und – sechszwanzigjährig – Oberbergrat. Ein brillanter Start mit glänzenden Aussichten im Staatsdienst, den er gleichwohl im folgenden Jahr, nach dem Tod der Mutter finanziell unabhängig, aufgab, um sich ganz der Erforschung der Natur in verschiedenen Teilen der Erde zu widmen.

Wie wohl niemand im expliziten Sinn vor ihm, war Alexander von Humboldt ein Forschungsreisender. Nicht die Entdeckung bis dahin unbekannter Teile der Erde war sein Ziel, sondern die Erschließung, die «Aufnahme» und Beschreibung von Gebieten, über die bis dahin nur geringe, unzulängliche und partikuläre Kenntnisse bestanden. Seine Reisen dienten keinen kolonialpolitischen Zwecken oder wirtschaftlichen Interessen; sie erfolgten in keinem Auftrag, sondern waren von ihm selbst geplant und finanziert. Der großen fünfjährigen Reise nach Westindien und Südamerika, zu der er 1799 mit dem französischen Botaniker Aimé Goujaud Bonpland aufbrach und die ihn berühmt machte, gingen zahlreiche kleinere Reiseunternehmungen in Europa, Kontakte mit anderen, insbesondere französischen Forschern, sowie die Erprobung moderner Meßgeräte voraus, war also sorgfältig vorbereitet: das Gegenteil eines Abenteuers. Und sie wurde bestimmt von einer Zielsetzung, deren ebenso große wie großartige Dimensionen sich während der Reise noch weiter entfalteten und später in den Titeln von zwei Werken Humboldts Ausdruck fanden: *Ansichten der Natur* (1818) und *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* (1845–62). Nichts Geringeres war das Ziel Humboldts als eine auf Beobachtung, Messung, Sammlung, Vergleich – modern gesprochen: auf Feldforschung und teilnehmender Beobachtung – basierende Beschreibung der Natur als Ganzes und als Lebensraum der Menschen.

In einem Brief (1793) an den Studienfreund Karl Gustav von Brinckmann hatte Wilhelm von Humboldt neidlos von seinem jüngeren Bruder gesagt: «Ich halte ihn unbedingt und ohne alle Ausnahme für den größten Kopf, der mir je aufgestoßen ist [...]. Ungeheure Tiefe des Denkens, unerreichbarer Scharfblick und die seltenste Schnelligkeit der Kombination, welches alles in ihm sich mit eisernem Fleiß, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und unbegrenztem Forschungsgeist verbindet, müssen Dinge hervorbringen, die jeder andere Sterbliche sonst unversucht lassen müsste [...]. Ich bin fest überzeugt, dass die Nachwelt mein jetziges Urteil buchstäblich wiederholen wird. Es ist nicht meine Sache zu loben und zu bewundern, aber ich habe mich, sooft ich meinen Bruder von seinen eigentlichsten Ideen reden hörte, nie inniger Bewunderung erwehren können.»¹ Dieses erstaunliche Urteil des Bruders über den Bruder entsprang nicht dem Familienstolz und war auch kaum von enger Zuneigung bestimmt. Impulsivität und Enthusiasmus gehörten nicht zu den Eigenschaften des Älteren, der die Beweglichkeit, die Leichtigkeit des Jüngeren im Umgang mit Menschen und Behörden, seine unermüdliche Aufmerksamkeit bewunderte, aber auch seinen Aktivismus und seine Eitelkeit nicht

übersah. Wilhelm hat das Verhältnis zu seinem Bruder einmal so charakterisiert: «Übrigens leben wir beide noch wie sonst miteinander. Wir sind uns sehr gut, aber selten einig. Darum sprechen wir auch wenig zusammen. Unser Charakter ist zu verschieden.»²

Zur Unterschiedlichkeit ihrer Lebenswege gehörte auch, daß Alexander unverheiratet blieb, während für Wilhelm die früh geschlossene Ehe mit Caroline von Dacheröden, der er im Salon der Henriette Hertz in Berlin begegnet war, eine starke emotionale und geistige Bindung bei beiderseits zugestandener Selbständigkeit bedeutete. Eine ungewöhnliche Frau, die von Rudolf Zacharias Becker unterrichtet war und in dem kurerzbischöflichen Mainzer Statthalter Karl von Dalberg in Erfurt einen väterlichen Mentor besaß. Zu ihren Freunden gehörten auch die Schwestern Karoline und Charlotte von Lengefeld (Charlotte wurde die Frau Friedrich Schillers). Nicht weniger als sieben Bände umfaßt der gedruckte Briefwechsel zwischen Wilhelm und Caroline: das Dokument einer idealistisch und ästhetisch stilisierten Verbindung, der Wilhelm – Caroline starb 1829 – im Tegeler Schloßpark ein in Zusammenarbeit mit Schinkel entworfenes Säulendenkmal als Mittelpunkt der Familiengrabstätte errichten ließ. 1835 wurde er, 1859 auch sein Bruder Alexander hier beigesetzt, der, umsorgt von seiner Nichte Gabriele, Witwe des preußischen Außenministers von Bülow, seine letzten Wochen in Tegel zubrachte.

Eine wesentliche Gemeinsamkeit allerdings weisen die Lebenswege Wilhelm und Alexander von Humboldts auf: Sie waren durch eigene Wahl und Entscheidung bestimmt. Beide verließen den Staatsdienst, in dem ihnen dank Begabung und Konnexionen der Weg zu höchsten Ämtern offenstand. Als Wilhelm 1802 als Preußischer Resident beim Päpstlichen Stuhl nach Rom ging, war es nicht das unbedeutende Amt, das ihn anzog. Seit 1798 war Rom von den Franzosen besetzt, der Papst in Gefangenschaft; das napoleonische Konkordat 1801 ließ vom damaligen Kirchenstaat nur einen, 1808 von Frankreich einverleibten, Rest übrig. Von dem Urlaub, den Humboldt 1808 beantragte – inzwischen war Tegel von den Franzosen geplündert –, ist er nicht nach Rom zurückgekehrt, wo er mit Frau und Kindern die wohl glücklichste Zeit seines Lebens verbracht hatte – in einer Stadt, in der die Welt der Antike noch gegenwärtig war und das Haus der Humboldts zum Treffpunkt der deutschen Künstler, Schriftsteller, Gelehrten und Besucher geworden war. In Berlin erwartete Humboldt eine neue Situation und Herausforderung. Kurz vor seiner Entlassung als erster Minister auf Druck Napoleons hatte der Freiherr vom Stein Humboldt zum Leiter des preußischen Unterrichtswesens vorgeschlagen. Erst nach längerem Zögern, nach Absage und schließlicher Zusage, wurde er am 20. Februar 1809 in Königsberg ernannt, wohin der preußische Hof vor der französischen Besatzung Berlins geflüchtet war. Nach vierzehn Monaten bereits kam er um seine Entlassung ein, verärgert und verletzt durch die Reduzierung des in der Stein'schen Neuordnung der obersten Regierungsbehörden vorgesehenen Staatsrates auf bloß beratende Funk-

tionen und die Beibehaltung der Unterstellung der Sektionschefs unter die Minister. Bis dahin hatte er praktisch frei und selbständig handeln können, jetzt fühlte er sich persönlich zurückgesetzt, in seinem empfindlichen Ehrgefühl gekränkt. Wilhelm von Humboldt war kein Mann des verordneten Dienstes in der zweiten Linie, er bedurfte der Freiheit des Handelns und einer Unabhängigkeit, zu der es auch gehörte, sich aus eigener Entscheidung zurückziehen zu können. Eine sachliche Notwendigkeit für seinen Rückzug bestand nicht; die von ihm geleistete und von seinen Mitarbeitern fortgeführte Reform des preußischen Bildungswesens war, neben der Stein'schen Städte-reform, der erfolgreichste und folgenreichste Teil der großangelegten Reform des preußischen Staates nach der Katastrophe von 1806/07.

Sehr wahrscheinlich wäre Humboldt im Amt geblieben und hätte die Leitung des Bildungsreformwerkes in der Stellung eines Ministers und Mitglieds des Staatsrates beibehalten, die er wohl auch erwartet hatte. Friedrich Wilhelm III. war zu einer Ausnahmeregelung nicht bereit, sondern ernannte ihn sehr ehrenhaft zum Staatsminister und Gesandten in Wien. Humboldt kehrte damit 1810 in den diplomatischen Dienst zurück, nun aber in unvergleichlich wichtigerer Position an einen Ort, der in den nächsten Jahren zu einem Zentrum der europäischen Politik werden sollte. 1813 war er preußischer Unterhändler bei den Verträgen von Teplitz, 1814 Bevollmächtigter beim Kongreß von Châtillon und wurde im August neben Hardenberg zweiter Vertreter Preußens auf dem Wiener Kongreß. Er nahm an den Friedensverhandlungen in Paris teil und vertrat Preußen 1816 in der Territorialkommission in Frankfurt, deren Aufgabe es war, noch verbliebene Gebietsansprüche innerhalb des Deutschen Bundes zu regeln. 1817 wurde Humboldt auf Bestreben Hardenbergs, der ihn von der preußischen Bundes- und Innenpolitik und deshalb von Berlin fernzuhalten bestrebt war, zum preußischen Gesandten in London ernannt. Die weitgehende Übereinstimmung zwischen dem Staatskanzler und dem Staatsminister während des Wiener Kongresses und der Pariser Friedenskongresse war inzwischen aus sachlichen und noch mehr aus persönlichen, in der Natur beider Männer begründeten Unvereinbarkeiten abgekühlt. Der Theoretiker Humboldt, Verfasser brillanter Denkschriften – so *Über die deutsche Verfassung*, 1813 dem Freiherrn vom Stein vorgelegt, und *Bases qui pourraient servir de norme au comité qui sera chargé de la rédaction de la constitution germanique* 1814 –, war dem politischen Praktiker und dienstlichen Vorgesetzten Hardenberg unterlegen, was er ebenso schwer ertragen konnte wie dieser einen möglichen Konkurrenten. Die Verfassung für Preußen, die in Wien vorgesehen und von König Friedrich Wilhelm III. versprochen worden war, betrachtete Hardenberg als sein eigenstes Werk, das in der Tat unter der Regierung dieses Monarchen wohl nur durch ihn hätte erreicht werden können, wenn nicht die zunehmende Restauration dies verhindert hätte.

Bereits wenige Monate nach seinem lange hinausgezögerten Amtsantritt bat Humboldt um Abberufung. Seine Ernennung zum «Minister für ständi-

sche Angelegenheiten» endete ebenfalls nach wenigen Monaten am 31. Dezember 1819 mit der Entlassung aus dem Staatsdienst – nicht lange nach den Karlsbader Beschlüssen, mit denen in Deutschland die Restauration einsetzte und in Preußen das königliche Verfassungsversprechen erneut hinausgeschoben wurde.

[...]